

SCHLAFLOS

Und dann und wann ein weiser Esel

Von Said

Jahr für Jahr habe ich nachts gearbeitet. Wenn die Sonne aufging, ging ich ins Bett. Nachts fühlt der Autor keine Einsamkeit. Weiss er doch Legionen von Mitverschwörern, die wach sind und arbeiten. In anderen Städten, auf anderen Kontinenten. Die unsichtbaren stärken ihn und verschaffen ihm eine Zuversicht, die er benötigt, um an seine Arbeit zu glauben. In solchen Momenten meint er sogar, der Masse der Schlafenden überlegen zu sein.

Doch die Nacht hat auch ihre Tücken. Der Autor sucht durch die lange Zeit der Dunkelheit, die draussen wütet. Nach einem Wort, das den Vorgang darstellt. Nach einem einzigen Wort – passend zu dem Gesicht des Protagonisten im Moment der Handlung. Er sucht, bis er zermüht ist, aufgibt und ins Bett geht. Dort, kurz vor dem Einschlafen, fällt ihm das Wort ein. Aufstehen, anziehen, Fenster schliessen, Heizung aufdrehen und arbeiten – bis die Zeile stimmt.

Dann kam der Herzinfarkt – in der Nacht. Hernach erklärt er sich zum Frühaufsteher und begibt sich auch zeitig zu Bett. Doch er hat die Rechnung ohne seine Medikamente gemacht. Auf dem Beipackzettel steht es schwarz auf Weiss, dass sie Schlaflosigkeit verursachen und Alpträume. Er träumt, er sei Spitzel der Polizei und habe seinen ältesten Freund verraten. Während der Freund mit Handschellen abgeführt wird, steht er dabei und schaut beiseite. Er wacht auf voller Schweiß und weiss, dass die Nacht zu Ende ist, zum Schlafen. Es beginnt die Zeit der Betrachtung ins Obskure. Gedankenscherben warten auf ihn in der Dunkelheit. Visionen, bisweilen beharrlich, beängstigend. Als wären sie dem Handwerk des Geheimdienstes entsprungen.

Zuweilen sind die Bruchstücke der Nacht auch von Bedeutung; weisen sie doch fieberhaft auf



Schlaflos. Said.

LENA ERIKSSON

kaschiertes Terrain. Er weiss, er darf sie nicht missachten. Er meint, sie könnten eine Bedeutung haben – für seine Arbeit oder gar für ihn. Er ahnt, sie kommen nicht ohne Grund aus der Tiefe der Erinnerung hervor. Sie beleuchten einen Vorgang, ein Bild, einen Verlust. Hat er diese nicht gefürchtet? Hat er sie nicht deswegen von sich gewiesen? Nun, in den Falten der Nacht scheinen sie auf und fordern ihr Recht auf Existenz.

Er schliesst die Augen und sucht die Flucht; doch dafür ist er zu müde. Schutzlos ist er seinen Gedanken ausgeliefert. Manchmal steht der Autor auf, macht Licht und arbeitet. Dass das Ergebnis sich hinterher meist als unbrauchbar entpuppt, weiss er. Dennoch, er muss empfängsbereit bleiben.

Dann wieder nimmt er die Nacht in Schutz. Was weiss sie von meinem Tag, wenn sie mich übernimmt. Vielleicht ist die Nacht ganz schuldlos. Er beschliesst, verlorenen Schlaf durch gewonnene Arbeitszeit auszugleichen. Glaubt er tatsächlich, dass seine auch so wertvollen Gedanken sich in der Dunkelheit besser entwickeln?

Mit der Zeit wird er vorsichtiger: gewisse Gedanken lässt er gar nicht zu. Er kennt ihre Routen und den Schlussakt, den sie anstreben. Er weiss, wie zermürend das Prozedere und wie deprimierend das Ende ist. Er flüchtet, wieder mit geschlossenen Augen. Diesmal sucht er seichtes Gewässer, das einen glimpflichen Ausgang verspricht. Ein Happy End in der Dunkelheit – es schaut ja niemand zu.

Wenn alle Stricke reissen, greift er zu einer gewagten Flucht – schon wieder. Er holt sich einen Esel aus der Kinderzeit. Dieser erzählt eine schöne Geschichte aus jener Zeit. Nicht spektakulär, ohne eine Pointe. Das weise Tier begreift, worum es geht, und wiederholt nach für Nacht dieselbe Geschichte, um die Wachheit zu besänftigen. Ich streichle seine Ohren, schliesse die Augen und lausche seiner Stimme – bis der Schlaf uns besiegt.

Bei den Fluchten halte ich still, um die geliebte Person neben mir nicht zu stören. Dennoch, das Rumoren weckt sie auf. Ob eine gewisse Person vielleicht Angst hätte vor eigenen Träumen, flüstert sie und kriecht mir in die Arme, um mir keine Zeit für eine Antwort zu lassen. Vielleicht hat sie Recht. Der geliebte Körper jedenfalls schützt mich vor Missgeburten des Kopfes.

Der Lyriker, Prosaautor und Essayist **Said** wurde 1947 in Teheran geboren und verliess Iran mit 17 Jahren. Sein Werk wurde in Deutschland mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Sein neues Buch «parlando mit le phung» ist kürzlich bei Steidl erschienen.

AUSSTELLUNGEN

Das Medium schafft die Natur

mb. · «Werben für Feuerpausen in Syrien» steht über einer Berichterstattung in der NZZ vom Februar 2012. Der Text ist bebildert mit einer Aufnahme vom Kriegsschauplatz und einer üppigen Frühlingswiese, die direkt darunter in das Format der Zeitung collagiert wurde. Das Blatt gehört zu einer Serie von Fotoarbeiten der Schweizer Künstlerin Daniela Keiser aus den Jahren 2011–2013. Keine Frage, dass da etwas krass Gegensätzliches zusammengebracht wurde: Wachstum und Naturschönheit contra Gewalt und Zerstörung. Dennoch gehen die aufgeklebten Inkjetprints einen subtilen ästhetischen Klang mit den Zeitungsseiten ein, als müsste das, was wir sehen, tatsächlich so sein. Es ist nicht die einzige Arbeit in der Ausstellung der Kunsthalle Palazzo in Liestal, die irritiert und mit der Wahrnehmung des Betrachters spielt. Die Werke von rund 20 Schweizer Fotografen spannen einen Bogen zum Thema Naturfotografie vom 19. Jahrhundert bis heute und reflektieren damit zugleich über die Möglichkeiten des Mediums. Wo liegt die Grenze zwischen Naturtreue des Abbilds und künstlerischer Überhöhung beziehungsweise Verfremdung? Der vielfältig konzipierte Rundgang gibt manche Antworten. Jérôme Leuba zeigt zum Beispiel mit «Battlefield #44» von 2008 einfach die Aufnahme eines ehemaligen Schlachtfelds in Vietnam, das heute zum Reisfeld geworden ist. Hier genügt der Titel, um eine enorme Aufladung des Motivs zu erzeugen. Niggi Messerli vertraut in seinen 1974–1976 entstandenen Fotos der Schönheit natürlicher Strukturen, um gültige ästhetische Kompositionen zu schaffen, während Balthasar Burkhard ein Blumenbukett durch digitale Bearbeitung in Malerei verwandelt. Gemeinsam ist allen die Inszenierung und Gestaltung durch das Medium, das seine eigene Vorstellung von Natur prägt.

Natur? Schweizer Fotografie 1870 bis heute. Kunsthalle Palazzo, Liestal. Zur Ausstellung ist eine kleine Publikation erhältlich.

Zeitlos schön

mlö. · Dem Fotografen, dessen Ruhm sich auf rund sechstausend Pflanzenfotos begründet, widmet die Londoner Whitechapel Gallery eine Ausstellung mit achtzig Werken von zeitloser Schönheit. Karl Blossfeldt (1865–1932), der aus einem kleinen Ort im Harz stammte, machte eine Ausbildung zum Kunstgiesser und lehrte später als Dozent und Professor in Berlin «Modellieren nach lebenden Pflanzen». Die Fotos, mit denen er weltberühmt wurde, waren ursprünglich als Anschauungsmaterial für seine Studenten gedacht, verbunden mit dem Hinweis, sich auf die Natur zurückzubedenken. In seinen Aufnahmen isolierte er die Pflanzen jeweils vor einem neutralen Hintergrund und vergrösserte sie oft um ein Vielfaches. Dabei wählte er die Horizon-

tal- oder Vertikalansicht und weiches Tageslicht, eine Methode, die Blossfeldt während seiner 32-jährigen Lehrtätigkeit nicht änderte. Unscheinbare Gewächse wie Gerstenhalme, Rittersporn oder Distel wurden unter seinem puristischen Kamerablick zu skulpturalen, architektonischen und ornamentalen Objekten. Das erkannte als Erster der Berliner Galeriebesitzer Karl Nierendorf, der Blossfeldts Fotos 1926 zusammen mit afrikanischen Skulpturen ausstellte. Ruhm trug Blossfeldt zwei Jahre später ein Bildband mit dem von ihm selbst gewählten Titel «Urformen der Kunst» ein, der eine Welle positiver Reaktionen auslöste. Walter Benjamin schrieb dazu unter der Überschrift «Neues von Blumen»: «Er hat in jener grossen Überprüfung des Wahrnehmungsinventars, die unser Weltbild noch unabsehbar verändern wird, das Seine geleistet.» Nicht das Flüchtige festzuhalten, sondern das genaue Hinsehen und Vertiefen betreibt Blossfeldts Fotografie, der auf diese Weise auch immer ein meditatives Element eignet. Das ostentative Vorgehen der Formen rückt sie in die Nähe der Abstraktion, die Gleichartigkeit des Bildaufbaus verleiht ihnen eine Serialität, die immer noch aktuell wirkt. In der Zeit ihrer Entstehung liessen sich keine Parallelscheinungen ausmachen; er konnte als Ausnahmeerscheinung gelten. Vergleiche zur Nüchternheit späterer Fotografen wie Bernd und Hilla Becher, zu den Naturkompositionen Albert Renger-Patzschs und den ästhetischen Pflanzenarrangements Robert Mapplethorpes sind ergiebig, aber nur bedingt tragfähig.

Karl Blossfeldt. Whitechapel Gallery, London. Bis 14. Juni 2013.

Farblichter

gde. · Leinwand in Farbe zu tränken, lag ihm fern, ebenso die Leuchtkraft der von ihm geschaffenen Farbfelder mit symbolischer Bedeutung zu überhöhen. Dass Rudolf de Crignis (1948–2006) das Betrachten seiner Werke lakonisch als «Ereignis» konzentrierten Sehens definierte, entspricht seiner Intention, optische und physikalische Qualität der Farben konkret sichtbar und sinnlich erfahrbar zu machen. Dies gelingt ihm mittels disziplinierter Kontrolle des Arbeitsvorgangs. Auf weisser Grundierung trägt er verschiedene Farben Schicht für Schicht auf und wiederholt den feinen, horizontalen und vertikalen Pinselstrich. So lange, bis die repetitive «Übung» in eine Bewusstwerdung des Ideals von Vollkommenheit reiner Abstraktion mündet. Dies erinnert an Agnes Martin. Als Referenz an die Meisterin radikaler Reduktion lesen sich de Crignis' Zeichnungen minimaler Rastermuster. Sie sind im Kunstraum Alexander Bürkle ausgestellt wie auch «Color / Index Cards», auf denen der Künstler Farbtonen der Schichtungen, nebenbei festhielt und archivierte. Die Leuchtkraft der Bildwerke freilich lassen die Frage nach der Arbeitsweise vergessen. So sehr

nehmen vibrierende Farbdichte und mikrofeine Textur der Gemälde das Auge gefangen. Die durch Vielschichtigkeit erzeugte Farbtintensität «bewegt» sich hin zu den Rändern der Formate; ja es scheint, als ob das aus der Tiefe des Bildes aufsteigende Licht in den Raum vordringt.

Rudolf de Crignis. Kunstraum Alexander Bürkle, Freiburg im Breisgau. Bis 23. Juni 2013. Während der Ausstellung erhältlich: «Rudolf de Crignis. New York 1985–2006», Hrsg. Michael Paoletta. Radius Books, Santa Fé 2012.

Amulettzauber, jüdisch und ägyptisch

uha. · Wer murmelt nicht ab und an ein Stossgebet zum Himmel (oder wenigstens vor sich hin), wenn Ungemach droht? Manche suchen Unterstützung gar bei Amuletten, die mit ihrer göttlichen Energie das eventuell kommende Unheil abwenden sollen. Der Glaube an die kleinen Glücksbringer wird indes nicht von allen religiösen Lehrern geduldet; insbesondere «rationalistische» Religionen lehnen den fetischistischen Amulettkult ab. Auch die hebräische Bibel (das Alte Testament) untersagt, das Schicksal mit Mitteln der Magie beeinflussen zu wollen – allerdings in den letzten vierhundert Jahren mit mässigem Erfolg, wie die neue Sonderausstellung des Jüdischen Museums der Schweiz belegt. Die kleine Schau in Basel präsentiert jüdische Amulette aus der Schweiz, dem Elsass, Süddeutschland, Nordafrika und dem Mittleren Osten vom 17. Jahrhundert bis heute. Sie werden gerahmt von der Frühgeschichte der Amulette: von Objekten aus dem alten Ägypten, die bis zu 5000 Jahre alt sind (sie gehören dem Freiburger Bibel- und Orient-Museum, das sie kürzlich ebenfalls ausstellte). – Der Gang durch den in ein angenehmes gelbliches Licht getauchten Raum, den man mit Vorteil mit der Begleitbroschüre unternimmt, führt in zauberhafte Vorstellungswelten. Bei den jüdischen Exponaten, den Pergamenten, silbernen Mesusa-Hüllen, kupfernen Davidssternen oder handförmigen Anhängern, dominiert die hebräische Schrift; die Segensprüche sollten mit dem Gegenstand den Amulettträger, oft die Mutter und das Neugeborene, oder das Haus vor dem Bösen schützen. Die ägyptischen Objekte manifestieren in ihrer erstaunlichen Mannigfaltigkeit einen fröhlichen Pantheismus: Aus Keramik, Gesteinen und Glas gefertigte menschenähnliche Götter, Tiere (Frösche, Igel, Skorpione und natürlich Skarabäen), Augen und Pflanzen sollten neben Glück und Wohlstand wohl auch Macht und Fruchtbarkeit garantieren. Das denkt man sich jedenfalls beim Anblick des «Mannes mit Megapenis» (so die Objektbezeichnung), der nackten Frauen und der an weiblichen Brüsten saugenden Krokodile.

Jüdisches Museum der Schweiz, Basel: 1001 Amulett. Schutz und Magie – Glaube oder Aberglaube? Bis Ende 2013. Begleitbroschüre gleichen Titels.

Generation Sandsack

Die Facebook-Familie im Hochwasser

Joachim Güntner · Der Kampf gegen die nahende Flut war aussichtslos. Alle wussten das. Für ihren Elan spielte es keine Rolle. Die Schaufeln flogen, der Sand türmte sich zu einem grossen kompakten Oval. Übers Megafon kamen Anfeuerungsrufe: Mehr! Schneller! Höher! Legt eine Schippe zu, die Wasserlinie erreicht uns gleich! Die Kinder schickte man hinauf, um die Masse festzutreten, ohne dass die Mannschaft der Schaufelnden innehielt. Als die ersten Ausläufer der Flut anlandeten, setzten sich Wagemutige als Wellenbrecher vor das Bauwerk.

Es half nichts. Eine gute Stunde später hatte die Nordsee alles überspült; von der Schweiß- und schwelentreibenden Mühe des Vormittags war nichts mehr zu sehen. «Schip op Strand» hiess die Aktion. Jeden Sommer kam es unter der Ägide des Juister Wattführers Heino zu diesem herrlich nutzlosen und doch tief befriedigenden Spektakel.

AM MONTAG IM FEUILLETON

- Instant-Glück mit Instagram – Volker Ullrich über die Rückkehr der Aura in der Handy-Fotografie

Zeitweilig bauten weit über hundert Feriengäste am «Schiff» aus Sand, dem die Gezeiten unweigerlich ein Ende bereiteten. Mittlerweile ist der Spass Geschichte. Immer weniger Teilnehmer fanden sich ein, zu wenige waren es zuletzt. Abschätzige Worte über die «verwöhnte Generation Internet» fielen. Sie sei sich zum Buddeln zu schade.

Spontane Hilfsgemeinschaften

Zu schade? Es muss wohl andere Gründe geben. Von überall aus den jetzt vom Hochwasser bedrohten Gebieten kommen Berichte über junge Leute, die sich, auch ohne dass ihre eigene Habe betroffen wäre, spontan zu Hilfsgemeinschaften zusammengeschlossen haben. Via Facebook und Twitter erfahren sie, dass und wo sie gebraucht werden. Und anders als von Kulturpessimisten vermutet, nutzen sie ihre Finger doch nicht bloss zum Herumtippen auf dem Smartphone.

Statt zu Flash-Mobs versammeln sie sich zu mobilen menschenfreundlichen Einsatzkommandos, befüllen und schleppen Sandsäcke, beladen Fahrzeuge, tragen Möbel in höhere Stockwerke oder melden sich als Deichläufer, die nachts aufpassen, ob irgendwo ein Damm bricht. Dass ihre Chucks, diese beliebten dünnen Turnschuhe, durchweichen oder dass ihre Gummistiefel volllaufen, ignorieren sie. Helfen zu können, macht gute Laune.

Über der Generation Internet, die sich gerade zur Generation Sandsack mausert, darf man natürlich die Leistungen von Polizei und Feuerwehr, Rotem Kreuz und Technischem Hilfswerk nicht vergessen. Aber besondere Beachtung verdienen die Umstände schon. Man kann die Lage pathetisch nehmen wie der Privatsender RTL, der unter dem Motto «Deutschland rückt zusammen» eine Facebook-Aktion lanciert hat. Oder eine Lektion in Bürgersinn daraus ziehen wie der Leitartikler der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung», der urteilte: «In der Not zeigt sich: Der Staat, das sind die Bürger.» Ist es der Notfall, welcher die Plackerei für den Hochwasserschutz, die so viele Freunde findet, von den Anstrengungen des Juister Sandschiffbaus, denen sich niemand mehr unterziehen will, unterscheidet?

Moralische Gratifikation

Ganz gewiss. Zwischen dem Ernst der Lage und der Sinnhaftigkeit des Tuns liegen jeweils gravierende Unterschiede. Einige Gemeinsamkeiten existieren aber doch: die Lust, die eine einfache körperliche Arbeit bereiten kann, weil sie die Physis erschöpft, Kopf und Seele aber entlastet. Das mit dem Wachsen des Werks wachsende Gemeinschaftsgefühl. Die moralische Gratifikation, etwas Gutes zu tun – die sogar bei «Schip op Strand» anfällt, und sei es nur deswegen, weil Eltern dabei die Chance nutzen, sich dem Nachwuchs leistungsbereit zu zeigen. Die Volksfeststimmung, die unter buddelnden Feriengästen selbstverständlich sein mag, wird jedoch auch etwa von den Hochwasserkämpfern in Dresden berichtet.

Mancher Politiker dankt nun den vielen spontanen Hilfswilligen für ihr «Engagement». Das verdiente Lob in Ehren, doch die Vokabel klingt deplaciert. Sich zu engagieren, meint: sich zu binden. Aber die Generation Sandsack geht mit ihrem Tun keine Bindung ein. Erst recht keine langfristige oder institutionelle, etwa durch vermehrten Eintritt in die um Nachwuchs bangenden Freiwilligen Feuerwehren. Die spontanen Helfer kommen, packen an, haben Spass dabei. Und bei schönem Wetter, sagen Psychologen, fällt die Hilfsbereitschaft grösser aus als bei Regen und Sturm. Das war auf Juist, wie wir uns gut erinnern, auch nicht anders.